

Robert Rauch

verwegen,
dynamisch,

erfolglos.

Ruhelos zieht mein Traum umher
und sucht nach einer Heimat.
Wo ich nur ich bin, nicht so wie ich sein soll.
Wo ich bin, was ich bin, will ich sein.
Ich sehe einen Berg und finde meinen Traum.
Zuerst gab es kein Rad, es war nur möglich.
Bevor es erfunden wurde, träumte jemand davon.
Die Berge und mein Traum,
sie sind wahr, weil sie sind.



Eine nicht immer leichte Jugend,
eine Bergleidenschaft,
die alle Schranken und Dämme brechen will.

Begegnungen mit dem Tod,
und die Erfahrung der im Alpinismus notwendigen Lehren,
die ich aus eigenen und fremden Fehlern zog.

Der Versuch, ein bürgerliches Leben zu führen,
der letztlich weder gelingt,
noch total daneben geht.



*Nicht mehr von unten, sondern aus der Wand,
die Relationen verschieben sich.*



Peter stierte gleich los wie ein Wilder. »Der hat es drauf«, dachte ich mir. Um in dem senkrechten Gelände eine Eisschraube zur Sicherung setzen zu können, schlug er sein Eisbeil ein, hängte sich mit einer Reepschnur daran und hatte so beide Hände frei, um die Eisschraube eindrehen zu können. Sich voll und ganz einem Eisgerät anzuvertrauen, dessen Spitze nicht mehr als einen halben Zentimeter in das harte, spröde Wassereis eingedrungen war, kam mir dubios und gefährlich vor und ist auch tatsächlich sehr riskant. Wenn das Eisbeil abgleiten, oder die Eisscholle, an der es hing, ausbrechen würde, läge Peter mit gebrochenen Knochen neben mir auf dem Boden.

Nach ihrer halben Länge stand die Eisschraube schon am Fels an, Peter band sie mit einer Schlinge ab und kletterte weiter. Ich hatte schon immer Zweifel daran gehegt, ob überhaupt eine optimal sitzende Eisschraube einem Sturz standhalten würde, die Zwischensicherung Peters war allenfalls moralisch aufbauend, aber eine Sicherheitsfunktion erfüllte sie nicht. Als ich die Seillänge nachstieg, war ich froh, daß das Seil von oben kam und mir nichts passieren konnte.

Nachdem ich mich etwas eingewöhnt hatte, wagte ich es auch hin und wieder vorzusteigen, aber nur wenn Latschen oder Klemmkeile zuverlässige Zwischensicherungen boten und die unsympathischen Eisschrauben überflüssig machten. Die Entfernung zum Boden wuchs, zum Ausstieg war es noch weit. Eine schwierige Unterbrechungsstelle mußte überwunden werden. In den verschneiten Felsen benutzte ich abwechselnd Knie und Steigeisen, wie es gerade am besten ging. Die im Schnee wühlenden bloßen Hände wurden zwar klamm, aber nicht absolut gefühllos. Am Stand steckte ich sie wieder in meine Handschuhe und sie begannen aufzutauen. Das schmerzliche Gefühl, das mir nicht fremd war, ließ mich von einem Bein aufs andere hüpfen.

Die nächste Seillänge, eine Felsrinne mit gefrorenen, steilen Graspolstern, führte ich, weil Peter Probleme mit den Transplantationen an seinen Fingern hatte. Vor einiger Zeit hatte er im Montblanc-Gebiet beim Biwak auf dem Dach einer Hütte eine unisolierte Leitung berührt und einen starken Stromschlag abbekommen, der ihn beinahe das Leben gekostet hätte. Der Strom war bei den Fingern der rechten Hand ein- und bei der Herzgegend wieder ausgetreten, doch alle Brandwunden waren gut verheilt; Peter war zäh.

Die Kletterei in der Rinne war zwar heikel, aber mit gelegentlichen Latschen und Klemmkeilen gut abzusichern. Ab und zu konnte ich meine Eisgeräte in die bocksteif gefrorenen Graspolster schlagen, hervorragende Haltepunkte. Die Steigeisen knirschten auf blanken Fels, aber richtig aufgesetzt hielten sie gut. Meine Hände waren jetzt warm und griffen sicher. Die nächsten Seillängen boten wieder Wassereis und ich ließ Peter gerne den Vortritt. Der Blick aus der Wand hinaus

in die winterliche Voralpenlandschaft war großartig. Die Eisrinne hörte auf und mit ihr der Tag, aber die Wand war noch nicht zu Ende. An einer Latsche seilten wir in eine breite, unheimliche Schlucht hinein.

Vollkommene Stille und ein herrlicher Sonnenuntergang leiteten den Beginn der Dämmerung ein. Im Januar sind die Tage nur kurz. Unten auf der Straße fuhr ein Auto langsam die Kesselbergstraße hinunter. Von der Weite sah es niedlich aus, wie Spielzeug, sein Motorengeräusche drang nicht bis zu uns herauf. Die Schlucht war mit angewehstem Schnee gefüllt, der das Vorwärtskommen zu einer anstrengenden Wühlerei machte. Wir zogen unsere Steigeisen aus und gingen ungesichert weiter, noch sahen wir im Halbdunkel genug, um gut voranzukommen. Ich übernahm die Spuarbeit, Peter folgte. Wenn möglich, leitete ich unseren Weg auf gelegentliche Felsinseln, die uns ein schnelleres Vorwärtskommen erlaubten. Wir legten ein zügiges Tempo vor, die Vorstellung eines Biwaks machte uns Beine. Am Schluß noch ein Kampf mit einem steilen Latschenfeld und dann der Gipfelgrat. Es war bereits stockdunkel. Wir hatten die Jochberg Nordwand gehörig unterschätzt, das mußten wir zugeben.

Die heiße Nummer

Die Oberreintalurm Westseite ist 250 Meter hoch. Fester, rauher Wettersteinkalk. Sie hat immer schon die Kletterer angezogen, in der schwarzen, steilen und gutgriffigen Wand gibt es eine ganze Reihe von Routen. Die 'Heiße Nummer' war unser heutiges Ziel, die schwerste und verwegenste Tour im Oberreintal.

Es war nicht leicht, jemanden für dieses Vorhaben zu gewinnen. Jeder hatte Angst, auch im Nachstieg. Ausreden wie »Diese Tour finde ich nicht schön«, bedeuteten im Klartext: »Ich habe schon beim Hinschauen die Hosen bis zum Gürtel voll, deshalb komme ich nicht mit.« So begannen die Schwierigkeiten bereits lange vor dem Einstieg damit, einen geeigneten Begleiter zu finden. Aber Schwierigkeiten sind dazu da, überwunden zu werden, und ein Bergsteiger tut das aus Passion. Je schwieriger etwas ist, um so mehr muß man sich engagieren und um so mehr Freude erwächst einem daraus.

In Sepp Bartl aus Vordergraseck fand ich einen Partner, der mitging. Er ließ sich nicht lange betteln wie viele andere. Abends wurdenn auf der Hütte schaurige Geschichten über die 'Heiße Nummer' erzählt. Danach schmeckte das Bier noch einmal so gut und die meisten waren heilfroh, dort niemals einsteigen zu müssen. Es reichte ihnen vollkommen, von der Tour gehört zu haben. Mit solchen Halbheiten habe ich mich nie zufrieden gegeben.

Die Schlüsselseillänge ist 8- und ein satter Sturz liegt drin, also keine Tour zum ausbouldern. Es stecken in der ganzen Route keine Bohrhaken, nur 8 Normalhaken, die Stände mitgerechnet. An vielen Stellen der Tour ist es besser, nicht zu stürzen, auch die Standplätze sind nicht immer hundertprozentig. Freiklettern ohne das Sprungtuch einer garantierten Absicherung. Innere Sicherheit und ein gutes Selbstvertrauen in das persönliche Kletterkönnen sind hier gefragt, gute Nerven, auch vom Nachsteiger. Bis heute hat diese Route nur wenige Begehungen.

Am Einstieg verrenken wir uns die Häse beim Blick nach oben. Der zentrale Wandteil ist durchwegs senkrecht oder überhängend. Wie immer vor extremen Unternehmungen liegt eine knisternde Spannung in der Luft, unsere leichte Nervosität überspielen wir geschickt. Keile, Karabiner, Friends, alles hängt an seinem gewohnten Platz am Klettergurt. Es kann losgehen. Anfangs über gestuften Fels, dann über eine steile, rißdurchzogene Wandpartie klettern wir höher. Eine Seillänge im siebten Schwierigkeitsgrad bringen wir hinter uns, ihre zwei kleinen Überhänge fallen mir nicht leicht. Auf der Suche nach Griffen und beim Legen von zwei Friends spüre ich das erste mal die Unterarme. Als ich Sepp nachsichere, entspannen sich die Muskeln wieder, jetzt bin ich warmgeklettert.

Die nächste Seillänge ist das schwerste Stück, Ungewißheit liegt in der Luft. Ich weiß, daß ich gut in Form bin und die hohen Schwierigkeiten, die mich erwarten, drauf habe, andernfalls hätte ich viel zu viel Angst, um weiterzusteigen. Der Erstbegeher ist hier zehn Meter weit in eine Sanduhrschlinge gestürzt, erst beim zweiten Anlauf konnte er die Seillänge klettern. Es gehört schon ein außergewöhnlicher Mut dazu, nach einem solchen Sturz dieselbe Stelle noch einmal anzugehen, ohne zu wissen, ob es weiter oben leichter oder schwerer wird, ob es möglich sein wird, nochmals eine Zwischensicherung anzubringen, die einen himmelweiten Sturz verhindert. Wir wissen, daß die Erstbegeher durchgekommen sind, diese Gewißheit allein schon erleichtert uns die Sache entscheidend. Ein Spaziergang wird es trotzdem nicht werden.

Vielleicht hätten andere Erstbegeher gesagt: »Es geht so nicht, schlagen wir eben zwei Bohrhaken.« Die gesamte Route wäre eine andere geworden. Sie wäre nicht leichter, aber viel einfacher, denn innere Sicherheit und Selbstvertrauen wären nicht mehr in gleichem Maße erforderlich gewesen. Im Verzicht liegt der Genuß, weniger ist oft mehr. Hätten die Erstbegeher Bohrhaken verwendet, wäre der Weg in die Mittelmäßigkeit abgerutscht und das Oberreintal um eine große Attraktion ärmer. Nicht auf das Was, sondern auf das Wie kommt es beim Klettern ganz besonders an. Wie das ganze Leben überhaupt: es ist in erster Linie eine Stilfrage.

Ich warte eine Weile, konzentriere mich und gehe dann los. »Sepp, paß gut auf!«, versichere ich mich nochmals seiner Aufmerksamkeit, obwohl ich weiß, daß er jede meiner Bewegungen genau beobachten wird. Ich habe keine Angst, da ist nur dieses seltsame Prickeln im Rücken, bevor der Tanz losgeht. Wie immer. Über eine feine Rißspur gelange ich zu der großen Sanduhr, in die ich gleich zwei Bandschlingen fädle. Das Doppelseil klinge ich in einen Schraubkarabiner ein, die Nerven sind beschwichtigt. Die Sanduhr ist mehrfach sturzgeprüft, das Seil wird auch halten, was soll also schon passieren, außer einem hohen Bogen durch die Luft?

Ich schwinde mich über eine kleingriffige, technisch anspruchsvolle Wandstelle. Meine Füße stehen wie angegossen auf den winzigen Trittchen, die Finger halten sich aufgestellt an kleinen Leisten, sicher und ohne Anzeichen von Ermüdung. Kurzer Quergang nach rechts, der Atem geht gleichmäßig und tief, dann gerade hoch und wieder kurze Querung nach links zurück. Senkrecht, weit unter mir, die Sanduhr. Dazwischen Luft, tief unten der Einstieg.

Meine Augen sind weit offen, damit mir nichts wichtiges entgeht, das Gehirn arbeitet auf Hochtouren, verarbeitet alle wichtigen Eindrücke blitzschnell und gibt die notwendigen Impulse an den Körper weiter, der sie in präzise Bewegungen umsetzt. Als nächstes gilt es, schräg links aufwärts zu klettern. Ich setze an, meine Position stimmt nicht, der Verlust des Gleichgewichts droht. Trial and error. Zurück in die vorige Ausgangsposition, tief durchatmen, linken Arm schütteln, rechten Arm schütteln. Alle Abläufe laufen ganz exakt ab, wie in einem Uhrwerk, das Resultat von langjährigem Training. Schauen, überlegen und dann das Rätsel um die richtige Kombination von Griffen und Tritten auflösen.

Allzulange darf ich hier nicht verharren, denn meine Position ist kein no hand rest, kein Platz, an dem ich beide Arme schütteln und mich wirklich ausruhen kann. Hier zu stehen kostet Arme und Waden Kraft. Wenn ich jetzt in Panik gerate, kommen meine Gedanken durcheinander und die Tiefe zieht mich gnadenlos hinunter, aber ich bin ganz ruhig, weil ich noch genügend geistige und körperliche Reserven habe.

Sepp ruft etwas herauf, ich höre nicht hin, will jetzt nicht antworten, weil ich mich konzentrieren muß. Bevor ich selber klettere, geht mein Geist voraus, löst die Gesamtbewegung in mehrere einzelne Bewegungsabfolgen auf, die ich schnell auswendig lerne und dann nachvollziehe. Es gibt nur noch die zwei Meter Fels direkt vor mir. Die Tiefe, Sepp, das Oberreintal, die ganze Welt haben für mich aufgehört zu existieren. Nichts ist mehr wichtig außer Griffen und Tritten. Der Fels ist gerade an der schwersten Stelle kleinsplittrig. Wenn der Untergriff, den ich mit der rechten Hand herziehen muß, um mit links weit ausgestreckt die nächste

Unebenheit zu erreichen, ausbricht, werde ich mich stürzend in der Luft überschlagen und kopfüber unten ankommen. Es wird ein gefährlicher Sturz sein. Der Griff hält. Als ich den erlösenden Friend unter einem kleinen Überhang in ein Loch stecken kann, bin ich wieder gut gesichert, atme tief durch. Meine Waden zittern kaum merklich, die Nerven melden sich. Überhängend geht es nach rechts und danach acht Meter gerade hoch, wo ich einen Stand einrichte, um Sepp nachzuholen. Mein Herz schlägt schnell.

»Hoi, mi leckst am Arsch«, schreie ich den Oberreintalgruß in den blauen, wolkenlosen Junihimmel. Sepp antwortet von unten, sehen kann ich ihn nicht. Was kostet die Welt? Heute zumindest ist sie umsonst. Wenn ich einen Wunsch frei hätte, dann wünschte ich mir nichts mehr, als hier am Standplatz zu sitzen, die Füße ins Leere baumeln zu lassen und das Seil einzuziehen, an dem Sepp höhersteigt. Aber zu was brauche ich denn einen Wunsch? Ich sitze ja schon hier und genieße die Aussicht, den Ausblick um mich herum und den in mich hinein. Sepp kommt am Standplatz an, klopft mir auf die schmalen Schultern. Jetzt bin ich wirklich glücklich, obwohl ich weiß, daß dieser Zustand nicht lange anhalten wird. Es liegen noch ein paar schwierige Seillängen vor uns, doch wir wissen beide: Die 'Heiße Nummer' ist gelaufen.

Das Glück dauert nie lange. Ist ein Wunsch erfüllt, entstehen augenblicklich neue und brennen so lange auf der Seele, bis auch sie realisiert sind. Ob es vielleicht fade wäre, wenn wir immer zufrieden wären? Rastlose Glücksritter sind wir, immer auf der Suche nach etwas nicht Beschreibbarem, höchstens selber Nachvollziehbarem. Zwei Rindviecher stehen auf dem Oberreintalturm, der noch lange nicht der Gipfel ihrer Träume ist. Auch das Glück muß ein Rindvieh sein, das von seinesgleichen angezogen wird.

Besser schlechtes Wetter als gar nichts

Das gleichmäßige Trommeln der Tropfen aufs Dach des Schlafraumes beruhigt und schläfert ein, bevor man richtig aufwacht. Unter einem Verhau von Decken strecke ich mich wohlig aus, nur Augen und Nasenspitze ragen ins Freie. Neben mir schnarcht jemand, auf den Pritschen über mir wälzt sich irgendwer aus den Decken, springt plumpsend herunter und trollt sich in die Küche. Heute versäumt man draußen nichts. Wo sind die Wände und Grate? Da draußen, hinter dem dichten, undurchdringlichen Nebelvorhang müssen sie sein. Ich bin mir sicher, denn niemand wird sie über Nacht gestohlen haben.

So gegen 12 Uhr treibt mich der Hunger vom Schlafraum hinunter in die Küche, wo ich mir einen Platz in der Nähe des Ofens suche. Dort ist es schön warm, es

riecht nach Essen, nassen Hosen und ranzigen Socken, kurz: es ist gemütlich. In den supermodernen Haushalten, wo alles steril ist, riecht es, wenn überhaupt, leblos, hier duftet es nach Knoblauch, Erbsen, Soße und vielem mehr, nach allen Wohlgerüchen dieser Welt, die das Leben lebendig und interessant machen. Nachdem ich mir den Wanst vollgeschlagen habe, riskiere ich einen Blick durchs Fenster und versuche durch das dichte Grau den Oberreintalraum zu finden. In der Domrinne, dem Zustieg zu den Routen am Dom, tost ein Wasserfall und reißt alle losen Steine mit sich, das Rauschen und Rumpeln höre ich bis hierher. Wird man in einer Domtour von einem Unwetter mit viel Regen überrascht, ist ein Abseilen in die Rinne nicht mehr möglich, ein Zurück zur Hütte gibt es dann nur noch über den Gipfel. Das kann recht unangenehm werden, mir ging es auch schon so. Gerade deshalb gefällt es mir hier neben dem Ofen so gut. Genüßlich strecke ich die Beine aus, satt, trocken und in Sicherheit. Irgendwann im Laufe des Nachmittags sind alle aufgestanden, in der Küche wird es lebendig. Drinnen fließt das Bier in Strömen, während draußen alles tropft. Welcher vernünftige Mensch setzt an so einem Tage einen Fuß vor die Tür?

Es ist leicht möglich, daß es sich eine Woche lang einregnet. Doch: was kann der Mensch schon anderes tun, als die Dinge so zu nehmen wie sie sind, sich anzupassen und abzuwarten, was da kommt? Nicht gegen die Tatsachen ankämpfen, sondern mit ihnen leben, war schon immer das vernünftigste. In letzter Konsequenz muß sich der Mensch den Regeln der Natur bedingungslos unterordnen, denn das Recht des Stärkeren und Vernünftigeren ist auf ihrer Seite. Unbestechlich und ohne Hintertür ist sie, bisweilen auch grausam und unnachgiebig, wenn jemand es wagt, ihre ungeschriebenen Gesetze zu brechen. Hängen wir nicht alle an der Natur wie die Äste am Baum? Wird ein Ast abgesägt, ist es aus und vorbei mit ihm, weil ihm die Lebensbasis genommen wurde.

Peter singt den 'Müllmensch Blues' und trampelt dabei im Takt mit den Füßen auf einem Tisch herum, der eiligst abgeräumt wird, damit keine Gläser oder Teller zu Bruch gehen. Er steigert sich richtig rein, legt alles Gefühl und Begeisterung in seine Ein-Mann-Show. Als nächstes kommt das Lied 'Es ist ein hartes Los, wenn man verriegelt ist', in dem ein unschuldig Eingesperrter die Freiheit als einziges Paradies auf Erden beschreibt. Die Inhalte der Lieder sind wie die Sehnsüchte der Bergsteiger selbst: provozierend, freiheitsliebend und kompromißlos.

Bei schlechtem Wetter stellen die Kletterer den Hüttenwirt auf eine harte Geduldsprobe, doch Leute, die kein dickes Fell haben, halten es hier oben sowieso nicht lange aus. Heute sind die meisten Hütten im Gebirge zu besseren Hotels degradiert, aus denen so eine wilde Truppe hochkant hinausfliegen würde und nie mehr einen Fuß über die Schwelle setzen dürfte.